

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 19 (1915)

Rubrik: Illustrierte Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Flüelapost. Phot. E. Meerkämper, Davos.

Politische Uebersicht.

Zürich, 4. August 1915.

Wer sich — aus Gründen der Menschlichkeit — mit der stillen Hoffnung trug, die schweren Schläge, welche die russische Armee in Ostgalizien getroffen, würden einen Friedensschluß in absehbare Nähe rücken, sieht sich heute bitter enttäuscht. Die russische Duma, die am 1. August eröffnet wurde, verriet nichts von Kriegsmüdigkeit. Es scheint im Gegenteil, als ob der Geist der finstern starren Entschlossenheit sich immer weiter verbreite, immer unnachgiebiger auftrete, je härter das Unglück auf dem Schlachtfeld die Nation trifft. Wir sind durch diesen grausamen Krieg um hundert Jahre in unserer Kulturentwicklung zurückgeworfen; das illustriert besonders die neue russische Taktik, die sich 1812 zum Vorbild nimmt, indem sie die Truppen vor dem siegreichen Feind ins Innere des Landes sich zurückziehen und alles hinter sich her verwüsten und vernichten läßt. Seit langem ist keine so schauerliche Nachricht vom Kriegsschau-

platz gekommen wie die, daß die Russen auch ihre eigenen Kornfelder, die Hunderttausenden Brot geben sollten, in Brand stecken, sodaß von diesem Flammenmeer nachts der Himmel gerötet, am Tage die Sonne durch den Rauch verdunkelt wird. Es spricht aus diesem Vorgehen ein Wille zum Widerstand, der den Weg zum ersehnten Frieden noch auf Jahre ausdehnen kann. Und genau dasselbe Bild eiserner Ausdauer bietet England, wo man ohne eitle Prahlerei, aber mit stolzen Worten männlicher Energie die Absicht des Aushaltens und Siegens um jeden Preis kundgibt.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ ist wiederum in der Lage, eine Anzahl diplomatischer Geheimdokumente zu veröffentlichen, die der deutsche Eroberer in Brüssel gefunden hat. Es sind ausschließlich Briefe belgischer Gesandter an europäischen Höfen, die übereinstimmend ihren Unwillen und ihre Abneigung gegen die deutschfeindliche Einkreisungs-

politik der Ententemächte kundgeben. Läßt sich nach solchen Beweisen die Ansicht von der Harmlosigkeit und Friedfertigkeit jener „Einkreisungspolitik“ gegen Deutschland kaum mehr aufrechterhalten, so geht anderseits aus diesen Dokumenten auch die absolute Unschuld und Loyalität Belgiens unwiderleglich hervor; denn niemals wären von belgischen Gesandten derartige Briefe geschrieben worden, wenn Belgien mit den Feinden Deutschlands unter gleicher Decke gesteckt und mit ihnen gegen Deutschland konspiriert hätte. Man darf es anerkennen und würdigen, daß die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ vor der Veröffentlichung dieser Dokumente nicht zurückschreckte, obschon sie sich sagen mußte, daß das dem unschuldigen Belgien

gegenüber eingeschlagene Verfahren im Lichte dieser Aktenstücke noch peinlicher wirken werde als zuvor.

Der deutsch-amerikanische Notenwechsel beginnt in ein langweiliges und darum wohl auch ungefährliches Stadium einzutreten. Man läßt sich hüben und drüben zu den Antworten allemal so reichlich Zeit, daß die Absicht beiderseits wohl erkennbar ist, den Konflikt nicht bis zum Bruch zu treiben. Näher als die Lusitania-Erörterung liegt den Amerikanern im Augenblick Mexiko, wo der eine der drei Rivalen, General Carranza, glücklich in der Hauptstadt eingezogen ist. Er ist derjenige der sich bekämpfenden Heerführer, der den Amerikanern die meiste Gewähr für eine dauernde Ordnung zu bieten scheint.

Der europäische Krieg. Die Fortdauer des Krieges gestaltet auch die wirtschaftliche Lage der Schweiz von Monat zu Monat ernster. Es hat sich darum das eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement veranlaßt gesehen zum Erlaß eines Rundschreibens an die Kantonsregierungen, in dem das sorgsamste Haushalten mit unsern Lebensmittelvorräten empfohlen wird. Daneben sind wir mit der Organisation des vielberufenen Einfuhrtrusts noch immer nicht vom Fleck gekommen. Der vorbehaltlos deutsch gesinnte Teil der Schweizerpresse bekämpft diesen Trust unausgesetzt mit Leidenschaft im Namen der schweizerischen „Ehre“ und „Unabhängigkeit“ und übersieht dabei geflissentlich, daß wir gar nicht mehr zu wählen haben zwischen vollständiger wirtschaftlicher Unabhängigkeit und einem Abkommen mit dem nun einmal die Zufuhr vom Meer her absolut beherrschenden Arabien. Wir sind bereits jetzt, mit oder ohne Trust, von dem guten Willen der Ententemächte bezüglich unserer Einfuhr abhängig, und es fragt sich bloß, ob diese Abhängigkeit mit Hilfe des Trusts auf ein erträgliches Maß reduziert werden soll oder nicht. Unter solchen Umständen wird man es verstehen, wenn die Feier des 1. August in der ganzen Schweiz in ernstesten Gedanken begangen wurde. Der in diesem Jahre besonders imposanten Sempacher Schlachtfest am 12. Juli hat eine eindrucksvolle Rede des Generals

Wille das Gepräge gegeben. Vom 10. bis 30. Juli ist wiederum ein Austausch von schwerverwundeten Deutschen und Franzosen durch die Schweiz vollzogen worden. Die ehrenvolle, wenn auch traurige Aufgabe, die der Schweiz dabei zufällt, trägt ihr Dank und Anerkennung in reichem Maße ein. Auch der deutsche Reichskanzler hat ihr diesmal in einem Telegramm an unsern Bundespräsidenten warmen Ausdruck gegeben. Zur Einleitung eines weitern humanitären Werkes, für das die Hilfe und Unterstützung der Schweiz in Anspruch genommen wird — die Hospitalisierung kranker und verwundeter Deutscher und Franzosen in der Schweiz — ist der päpstliche Sondergesandte Marchetti in Bern eingetroffen. Ein peinliches Gefühl erweckte der Prozeß in Neuenburg, wo die Frau Professor Piaget, die mit ihrer Namensunterschrift in der Zeitung deutsche Rotkreuzschwestern des Giftmordes an französischen Verwundeten bezichtigt hatte, freigesprochen wurde. Wenn auch nach formellem Recht ein Freispruch vielleicht nicht zu umgehen war, bleibt doch der bemühende Eindruck einer fabelhaften Leichtgläubigkeit selbst gewisser gebildeter Stände in der welschen Schweiz in bezug auf alle antideutschen „Greuelberichte“.

Auf der Westfront hat der Krieg im Monat Juli kaum nennenswerte Veränderungen gebracht. Einzig in den Argonnen kam die deutsche Kronprinzen-

armee zu etwas lebhafterer Aktivität. Ueber der englischen Millionenarmee, die irgendwo in Belgien stehen soll, schwebt nach wie vor geheimnisvolles Dunkel. Ist sie überhaupt vorhanden und in welcher Stärke? Kein Mensch weiß darüber Zuverlässiges. Wohl aber erwartet man seit Monaten die Einleitung der angekündigten Offensive, welche die deutschen

Schützengräben mit einem nie dagewesenen Eisenhagel überschütten soll.

An der Ostfront stehen die Sachen für Rußland denkbar schlimm. Aus Galizien wird die russische Springflut, die vor Monaten das Land überschwemmte, immer weiter zurückgestaut;

Deutsche und Oesterreicher drücken nach, bei Krasnik wurde eine neue mehrtägige Schlacht

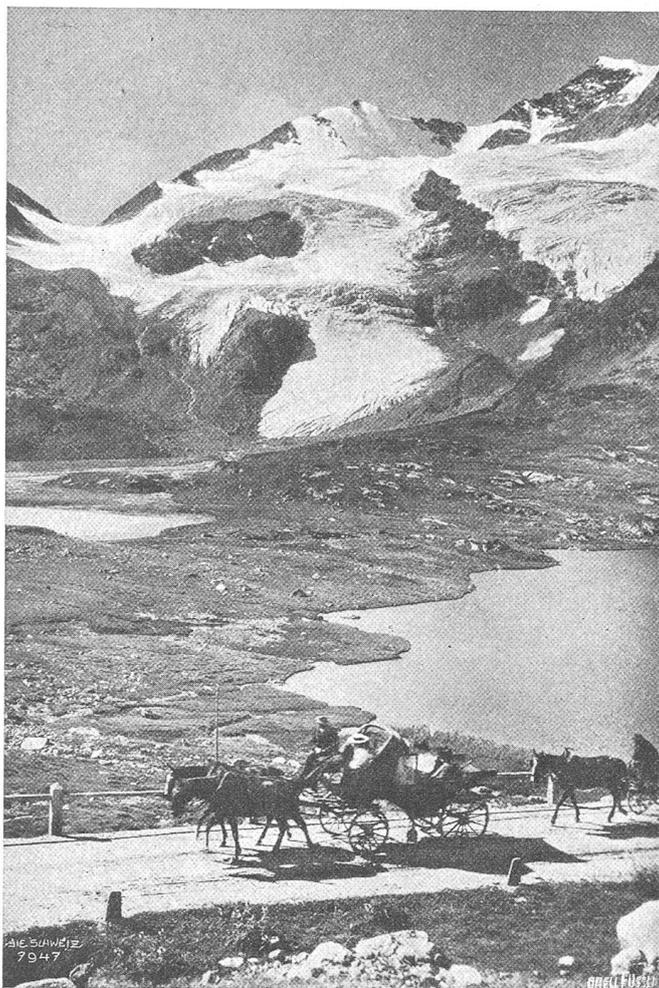
geschlagen, und am 30. Juli konnte die österreichische Kavallerie in Lublin einziehen. Noch bedenklicher sieht es im Norden aus. Hindenburgs Armeen umfassen den Festungsgürtel von Warschau, der von den Russen bereits aufgegeben und Hals über Kopf geräumt wird. In Kurland ist Mitau gefallen; gegen Riga bewegen sich unaufhaltsam deutsche Heereskolonnen; man wird damit rechnen müs-

sen, daß sich nach dem Falle Warschaws Hindenburg das heute schon lebhaft beunruhigte Petrograd zum Ziele setzen wird.

Wenig Fortschritte machte bis heute die italienische Offensive gegen das Welschtirol und in der Richtung auf Görz. Nicht daß es den Italienern etwa

an Angriffslust und Mut gefehlt hätte: in einer zehntägigen furchtbaren Schlacht am Tonzo haben sie eine heldenmütige Ausdauer bewiesen, die aber vergeblich gewesen zu sein scheint, denn am Ende der großen Angriffsaktion standen die Oesterreicher überall noch in den gleichen Stellen wie zuvor. Auch die italienische Marine war nicht sonderlich vom Glück begünstigt; zwar gelang ihr die Besetzung

und Behauptung der dalmatinischen Insel Pelagosa; aber diesem Gewinn steht der schmerzliche Verlust von zwei italienischen Kriegsschiffen gegenüber: am 7. Juli ist der Kreuzer „Amalfi“, am 18. der „Giuseppe Garibaldi“ in den Grund gebohrt worden, und Hunderte von jungen italienischen Seeleuten sind dabei umgekommen. Trotzdem wird in der Presse der Entente immer ernsthafter



Piz Cambrena mit See, von der Berninastraße aus.
Phot. A. Rüenzli.

der Plan eines Eingreifens von Italien auch auf andern Kriegsschauplätzen, namentlich an den Dardanellen, erörtert, wo allerdings ihre Hilfe für die Alliierten bitter nötig wäre; denn auch dort geht es trotz höllischen Kämpfen keinen Schritt vorwärts. Die Verbündeten müssen neue Stützpunkte suchen, und es haben die Engländer zu diesem Zweck die griechische Insel Mytilene besetzt, was von Griechenland mit einer auffallenden Gelassenheit aufgenommen worden ist. Man erklärt sich dies daraus, daß England für die Benutzung der Insel eine erhebliche Pachtsumme bezahlen will und überdies Entschädigungen in Hülle und Fülle in Aussicht stellt.

In Frankreich gab der Nationalfeiertag des 14. Juli Anlaß zu einer patriotischen Huldigung an die Manen Rouget de l'Isles, dessen Gebeine an diesem Tage in den Invalidendom übergeführt wurden. In der Erinnerung an den Schöpfer der Marseillaise suchte das französische Volk Stärkung in den Tagen der Trübsal, da der reichste Teil seines Landes vom feindlichen Heere besetzt, Frankreich mit seinem Untergang als Großmacht bedroht ist. In England hat Sir Edward Grey die Geschäfte des

Ministers des Aeußern wieder aufgenommen, und es ist demnach die Hoffnung der Deutschen, daß dieser von ihnen bestgehabte Mann endgültig „abgesägt“ sei, nicht in Erfüllung gegangen. Dem großen Geschick und der Popularität des Munitionsministers Lloyd Georges ist es gelungen, den in jeder Hinsicht ungeheuerlichen Streik von 200,000 Bergarbeitern in Wales beizulegen.

Im Kolonialkrieg ist das bemerkenswerteste Ereignis die Eroberung von Deutsch-Südwestafrika durch den ehemaligen Buren general Botha, dem zu Ehren die nun englisch gewordene Kolonie künftig „Bothaland“ heißen soll. — In der „Lusitania“-Angelegenheit ist während des Monats Juli eine deutsche Note mit verschiedenen, aber den Kernpunkt nicht berührenden Konzessionen in Washington eingegangen und darauf eine amerikanische Antwort erfolgt, die beweist, wie weit die beiden Standpunkte noch voneinander entfernt sind. Präsident Wilson beharrt auf der absoluten Unverletzlichkeit amerikanischer Bürger auch im sog. „Kriegsgebiet“, während Deutschland eine Aenderung in seinem Unterseebootkrieg nicht glaubt eintreten lassen zu können. Die beste Hilfe für Deutschland ist



Engadiner Post. Phot. F. Imhof, Samaden.

in Amerika
jedenfalls der
Ex-Staats-
sekretär
Bryan, der
nun — aus
lauter „Hu-
manität“ na-
türlich — be-
reits dazu
übergegangen
ist, die Ar-
beiter in den
Munitions-
fabriken zum
Streifen auf-
zufordern,
womit er
auch schon
einen bedeu-
tenden Erfolg
gehabt hat.

□ □



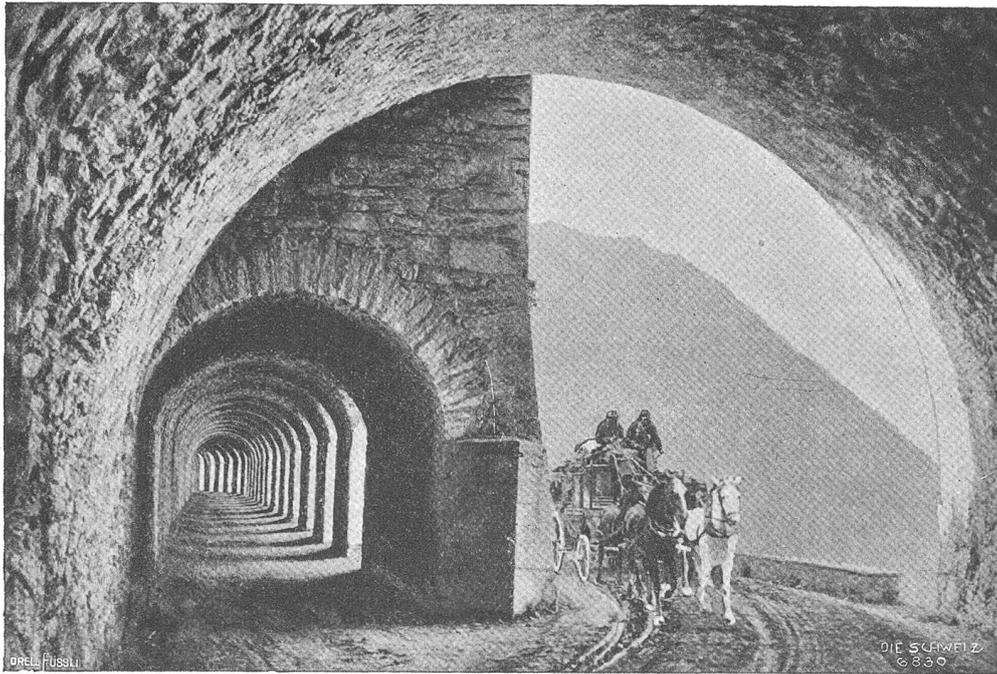
In der Schöllenenchlucht. Phot. Wehrli H.-G., Riltchberg.

Kriegsommer in der Schweiz.

Schwere Wunden schlägt der Krieg unserm Lande. Zwar schützt uns unsere Neutralität vor Verlusten in menschenmordenden Schlachten, die Dörfer und Städte bleiben uns erhalten, und auch nicht ein meterbreites Stück Land wird zerstampft, von Granaten durchwühlt und im Ansturm und blutigen Ringen der Scharen vernichtet; aber dennoch seufzt auch die Schweiz unter der Last des Krieges, und der letzte Einwohner spürt am eigenen Leibe die furchtbaren Wirkungen des nun schon ein ganzes volles Jahr lang dauernden europäischen Ringens und sehnt das Ende herbei. Gewiß, wir dürfen Tag für Tag dem Himmel danken, daß wir bisher das stille Eiland, die einsame Friedensinsel mitten im Kampfgetöse bleiben konnten, wir dürfen uns glücklich schätzen, daß unsere durch Staatsverträge der Großmächte garantierte Neutralität bisher von allen Seiten respektiert worden ist, und das Schicksal möge uns auch fernerhin gnädig sein bis zum heißersehnten Ende des Völkerrügens. Dann wird es auch für uns

heißen, wieder aufbauen, was durch die indirekten Folgen des Krieges in unserer Mitte niedergerissen worden ist, dann werden auch wir die Armen und Schwachen unter unsere Obhut nehmen müssen, bis sie wieder festen Boden unter ihren müden Füßen fühlen, dann wird die Zeit kommen, wo neue Hoffnungen unsere Herzen beseelen und wo wir alles daran zu setzen haben, frühere Positionen im internationalen Getriebe des Verkehrs, der Industrie und des Handels wieder aufzunehmen und neue Verbindungen anzuknüpfen, um Schweizerart und Schweizerkönnen durchzusetzen. Ein neues Säen wird anheben, und ein neues, ergiebiges Ernten möge die Folge sein.

Wer heute durch unser Land reist, gerade jetzt in der Ferienzeit, und sich das Leben in friedlicheren Jahren dabei vorstellt, wird die Schweiz kaum wiedererkennen: sonst die sich durch unser Land wälzende tausendfache Masse der Fremden, die überfüllten Züge, das internationale Leben in den Kurorten und Ferienstationen aller Art, die große Zahl



Die Simplonstrafze mit Galerie als Lawinenschuh.

der Touristen auf den Straßen und Pässen, die gesteigerte Eleganz in den fashionablen Kurorten, das Gewirr und Geschiebe, das bunte Durcheinander und das hastige, nervös machende Runterbunt im Tal und auf den Höhen, und heute die große Stille im Land, das Fehlen der Fremden, das ängstliche Zurückhalten, verschlossene Türen und verhängte Fenster, spärlich besetzte Züge und viele bekümmerte Mienen, sorgende Gesichter, drohende Katastrophen. Wer auch nur flüchtig den Pulsschlag der Zeit versteht, weiß, daß kaum ein Gebiet unseres Wirtschaftslebens vom Krieg so schwer getroffen worden ist als unser Verkehrsleben, daß besonders unsere Hotellerie und unsere auf gute Saisons angewiesenen Klein- und Bergbahnen unter der Last des Krieges seufzen und das Ende herbeiwünschen müssen, um in der drohenden Situation noch zu retten, was zu retten ist, und mancher, der sonst im Kreise der Hotelindustrie nur einen Himmel voll Geigen sah, der nicht begreifen wollte, daß auch ein paar gute Jahre bei Millionenbetrieben noch lange keine Seligkeit für ewige Zeiten bedeuten, wird jetzt die Größe der Gefahr erkannt haben und wird die Anstrengungen der interessierten Kreise

begreifen, mit privater oder staatlicher Hilfe über Wasser gehalten zu werden.

Die Schweiz ohne Hotelindustrie? Unmöglich! Mit ihr und dem Fremdenverkehr hängen so vielerlei wirtschaftlich wertvolle Faktoren zusammen, daß der Kriegsturm unmöglich das ganze stolze Gebäude zusammenschmeißen kann. Wer die Geschichte des schweizerischen Fremdenverkehrs in den letzten Jahrzehnten auch nur oberflächlich verfolgt hat, kann sich niemals in seiner Ansicht erschüttern lassen, daß diese wurzelstarke schweizerische Industrie bleiben wird, solange die Schweiz in verschwenderischer Fülle ihr schönstes Kapital besitzt in landschaftlicher Schönheit, Sonne, Luft und einem bis in alle Details erstklassig durchgearbeiteten Hotelwesen, das allen Ansprüchen gerecht zu werden weiß. Und wenn auch weit in der Welt herum alle Anstrengungen gemacht werden, den Strom der Vergnügungsreisenden und der Ferienbedürftigen in andere Gebiete zu leiten, wenn auch andernorts das Hotel- und Verkehrswesen blüht und gediegen wird, eines kann uns kein Land der Erde nehmen, eines werden wir immer behalten, und eines wird unvergänglich sein: die Schönheit unseres kleinen Landes, die den Fremden seit



Auf dem Schynpafß zwischen Chufis und Tiefencastel.

nehmen, wenn man da und dort unsere neutrale Stellung nicht verstehen will, wenn man uns oder einzelne Teile unseres Landes in aufgeregten Stunden der Parteinahme zeigt und uns mit wirtschaftlicher Schädigung droht. Denn wir wissen: wir haben keine Feinde, wir wünschen allen den Frieden, und für alle steht unser gastliches Haus offen. Eine spätere Zeit wird uns mehr Gerechtigkeit bringen, wird erkennen, daß wir uns mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln viel Mühe gegeben haben, lindernd, helfend, versöhnend zu wirken, wird zeigen, daß unser kleines Land einer Insel im stürmenden Ozean gleicht, die Tausenden schon, die durch den Krieg gelitten haben, eine Rettungsstätte wurde, bis sie den Fuß wieder auf heimatlichen Boden setzen konnten, wird beweisen, daß bei uns viel Tränen getrocknet, viel Herzeleid gemildert wurde durch unsere stille, aber von Herzen kommende Mithilfe. Denn noch einmal: Wir kennen keine Feinde, wir führen mit niemand und gegen niemand Krieg, und gastfreundlich öffnen wir nach Schweizerart jedem die Tür, der bei uns eintreten will.

kommen müssen, weil ein Volk auf das andere angewiesen ist, weil tausend Täden hinüber und herüber über die Grenze gleiten, die auch die modernsten menschenmordenden Kriegswaffen nicht auf ewig zu zerreißen vermögen. Handel und Verkehr bleiben international, und der Fremde, der zu uns kommt, soll in dem Fremden, der unter dem gleichen Dach mit ihm schläft, nicht den Feind, sondern wie sich selbst einen Gast unseres Landes sehen, nichts anderes. So werden gebildete, höfliche und ritterliche Menschen leicht aneinander vorbeikommen, und das Uebrige besorgt die alles abschwächende und alles ebene Zeit. Wir wollen in Freundschaft leben mit allen, und wenn der schöne Gedanke der großen Versöhnung gerade auf unserm neutralen Gebiet fruchtbaren Boden findet, wenn die Drehscheibe Europas, wie unser Land eisenbahntechnisch oft genannt wird, günstige, zur Versöhnung führende Geleise wieder verbinden kann, so wollen wir stolz und glücklich sein, und wir nehmen eine Hoffnung in die kommende Friedenszeit hinüber, die uns aufatmen und durchhalten läßt.

Willy Bierbaum.

Vieles wird die kommende ruhigere Zeit glätten, manchen Haß mildern, manchen Kleinlichen gegen uns gefaßten Vorsatz verschwinden machen; die Menschen — auch die, die sich jetzt grimmig befehlen und die sich unauslöschlich Haß geschworen haben — werden wieder einmal zusammen-

Aktuelles.

* **Totentafel** (vom 5. Juli bis 3. August 1915). Am 13. Juli starb in Zürich Heinrich Lattmann, Generalsekretär des Schweizerischen Lokomotivpersonalvereins, 42 Jahre alt.

Am 15. Juli in Kappel (Toggenburg) alt Kantonsrat Otto Looser-Wirth, gew. Mitglied des Bezirksgerichts und aller Gemeindebehörden, im 60. Altersjahr; in Genf Kunstmaler Eugen Sordet im Alter von 79 Jahren.

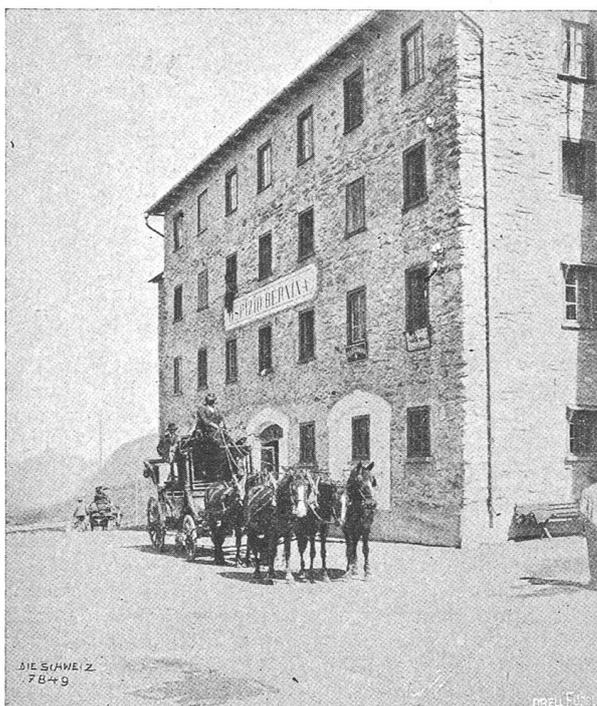
In Herisau am 17. Juli, 40jährig, Ingenieur Karl Heinrich Greulich, Direktor der Appenzeller Bahn.

Zu Fideris am 18. Juli Landammann Johannes Gujan-Alexander, ein typischer Prätigauer.

Am 21. Juli in Basel Oberrichter Bernhard Keust in Olten, 66 Jahre alt, ehemals Gerichtspräsident von Olten.

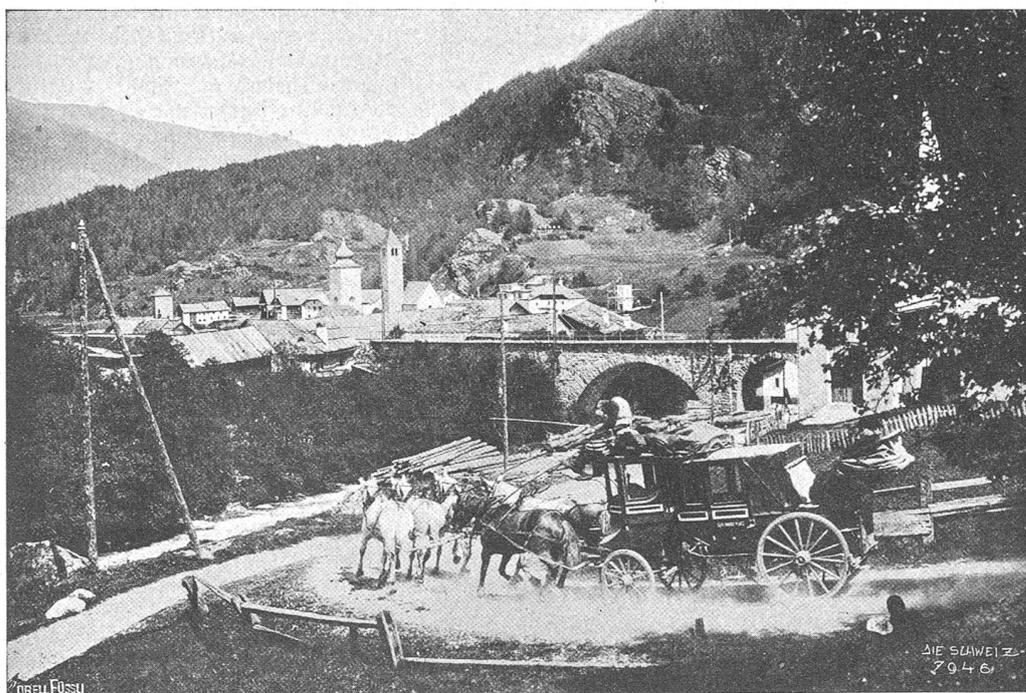
Am 23. Juli in Herisau Emil Schläpfer, Verleger und Redaktor der „Appenzeller Zeitung“, im Alter von 44 Jahren; in Schaffhausen Stadtgenieur Hans Gysel im 36. Altersjahr und in Brugg Fürsprech und Schulratspräsident Dr. Eugen Schmid, 27jährig.

Am 25. Juli in Wohlen alt Landammann Dr. Hermann Huber im Alter von 53 Jahren. Er gehörte in den Jahren 1905 bis 1909 dem aargauischen Regierungsrat an, 1908 wurde er zum Landammann gewählt;



Bernina-Hospiz.

von 1901 bis 1905 und von 1909 bis 1912 war er Mitglied des Großen Rates. Politisch war der Verstorbenen Anhänger der freisinnigen Partei.



Süs im Unterengadin: Ankunft der Flüelapost. Phot. Anton Krenn, Zürich.

In Uster am 29. Juli Bezirksgerichts-schreiber C. F. Körner in seinem 64. Alters-jahr, eine der markantesten Persönlichkeiten des Bezirks Uster; in Bad Schwaderloch Dr. Heinrich Ganter, seit 1887 Professor an der aar-gauischen Kantonschule.

Am 31. Juli in Zürich Professor Dr. Kaspar Schnorf, geb. 1855, seit 1885 Lehrer für deutsche Sprache und Geschichte am Zürcher Gymnasium, früher am Gymnasium Winterthur tätig.

Am 3. August in Freiburg der Bischof von Lausanne und Genf, Monseigneur André Bovet, geb. den 29. November 1865, zum Bischof gewählt im Jahre 1911.

□□

Die Dardanellen in der Kriegsgeschichte.

Der Versuch der verbündeten englischen und französischen Flotte, durch eine starke Beschießung und verzweifelte Landungsversuche den Durchgang durch die Dardanellen zu erzwingen, bedeutet ein neues Kapitel in der Geschichte dieser berühmten Meerenge, mit der schon so oft politische und strategische Probleme verbunden wurden. „Eine der gefährlichsten und schwierigsten Unternehmungen der Kriegsgeschichte“ nennt der englische Admiral Duckworth, der Führer der britischen Flotte, dem es am 19. Februar 1807 zum letzten Mal gelang, wider den Willen der Türken in die Meerenge hineinzukommen, den Angriff auf die Dardanellen, und die englischen Blätter, die den neuen, bisher außerordentlich verlustreichen Versuch einer Forcierung besprechen, zeigen sich wenig hoffnungs-

freudig; denn nur ein kühn durchgeführter Angriff mit sehr starken Truppen vom Lande aus, der die Operation einer großen Flotte unterstützt, könnte einige Aussicht auf Erfolg gewähren. Jedenfalls hat bisher die ganze Kriegsgeschichte der Dardanellen bewiesen, daß sie, wenn die Türken auf ihrer Hut sind und die durch die natürliche Lage gegebenen Vorteile durch Befestigungen wirksam unterstützen, unannehmbar sind. Ihre strategische Bedeutung haben die Dardanellen erst seit dem Aufkommen der Geschütze erhalten; denn die Kanonen beherrschen nun die enge Straße, während vorher die Durchfahrt nur durch eine Flotte verhindert werden konnte. Doch hat der Hellespont, wie die Alten die Meerenge nannten, schon vorher in der Kriegsgeschichte eine große Rolle gespielt, seit dem berühmten Uebergang des Xerxes, der auf einer riesigen Brücke aus 360 Schiffen stromaufwärts und 314 Schiffen stromabwärts seine gewaltigen Heere hinüberführte. Alexander der Große setzte dann hier nach Asien über. 1356 überschritten die Türken die Meerenge und hatten nun als Herren von Konstantinopel und Beherrscher des Landes nur einen Angriff vom Meere aus zu fürchten. Von nun an war das Problem einer starken Befestigung der Dardanellen für die Sultane eine Lebensfrage; der sie immer wieder ihre Aufmerksamkeit zuwandten. So hat auch Moltke bei seinem Besuch in der Türkei eine Denkschrift über die Befestigung der Dardanellen für den Großherrn ausgearbeitet. Zunächst erbaute Mohammed II. 1462 die beiden „alten“ Schlösser Seddil-Bahr und Tchanak-Kalesi, jetzt Kale-Sultanieh; ihnen gegenüber errichtete 1650 unter Mohammed IV. der Großwesir Ahmed Köprülü die „neuen“ Dardanellenschlösser Kum-Kale und Kallid-Bahr. Alle spätern Befestigungen wurden um diese mit Riesenkannonen ausgerüsteten und vielfach ausgebauten Schlösser gruppiert. Und immer wieder haben die Türken diese großartigen Befestigungsanlagen den Fortschritten des Fortifikationswesens und der Waffentechnik anzupassen gewußt, und bis in die neueste Zeit haben sie an ihrer „Modernisierung“ gearbeitet. Lange Jahrhunderte waren die Türken imstande, die Hauptstadt zu schützen, und wußten in den heftigen Kämpfen mit den Venezianern die Durchfahrt durch die Dardanellen stets zu verhindern. Erst am 26. Juli 1770 gelang es sieben russischen Kriegsschiffen unter dem Befehl des Admirals Elphinstone, die Türken zu überrumpeln; sie drangen unbehindert durch die Befestigungen durch, da die Geschütze keine Munition hatten, gelangten aber nur an Kum-Kale und Seddil-Bahr vorbei bis Repes-Burun; weiter wagten sie sich nicht vor. Der heilsame Schrecken, der durch diesen Ueberfall verursacht



Schweiz. Infanterie in der neuen feldgrünen Uniform.

Phot. G. Ruratle, Zürich.

wurde, veranlaßte die Türken zur Ausbesserung der Befestigungen; doch wurden diese Arbeiten dank dem weltbekannten türkischen Schlenkdrian bald wieder vernachlässigt. Die Folge davon war, daß, wie oben gesagt, 1807 eine englische Flotte von acht Linienschiffen, vier Fregatten und einer Anzahl kleinerer Fahrzeuge ohne jede Behinderung die Dardanellen passierte. Am 20. Februar 1807 erschien zum ersten Mal seit 1453 eine feindliche Flotte vor der Hauptstadt des Ottomanischen Reiches. Große Erfolge konnte sie aber nicht erzielen, denn die Türken armierten nun ihre Schlösser und Forts mit feberhafter Eile; die Engländer fürchteten, in eine Falle zu geraten, und traten am 2. März eiligst den Rückzug an, wobei sie durch die nunmehr instandgesetzten türkischen Geschütze schwere Schädigungen erlitten. Seitdem ist keine Erzwingung der Durchfahrt mehr geglückt. Die Blockade der Dardanellen durch die Russen 1829 war ohne Erfolg, und die Durchfahrt der Russen 1833, der Engländer und Franzosen 1853 und der Engländer 1878 erfolgte mit Erlaubnis der Hohen Pforte und geschah zum Schutz der Türken.



Schweiz. Grenzbesetzung: Nahe der italienischen Grenze.

□ □

Verschiedenes.

Was die Kriege des letzten Jahrhunderts gekostet haben. Ein Kinderspiel scheinen die Kriege vergangener Zeiten gegenüber dem gewaltigen Ringen, das jetzt Europa erschüttert. Mit den Riesenheeren sind auch die Kosten des Krieges ins Ungeheure gestiegen, und doch haben auch die Kämpfe früherer Tage schon große Summen gekostet, die noch bedeutender erscheinen werden, wenn man bedenkt, daß ja der Wert des Geldes in den letzten Jahrzehnten beträchtlich gesunken ist. So beliefen sich die direkten Kriegsausgaben, die England in der Zeit der französischen Revolution und des ersten französischen Kaiserreiches im Kampf gegen Napoleon aufzubringen hatte, auf 26 Millionen Franken. Rußland hatte dagegen in den Jahren 1812 bis 1815 nach den Angaben des Fürsten Barclay de Tolly eine viel größere Summe zur Verteidigung seines Landes gegenüber dem französischen Eroberer aufzuwenden, nämlich 311 Millionen Franken. Davon entfielen 71 Millionen auf den Sold seiner Truppen, während es weitere 16 Millionen Unterstützungsgelder an Preußen und Oesterreich zahlte. Die Ausgaben für die Beförderung der Truppen spielten damals noch keine Rolle, und auch für Verpflegung brauchten nur 12 Millionen bezahlt zu werden. Was der Soldat brauchte, requi-

rierte er eben, ohne zu bezahlen. Ganz andere Summen zeigt schon der Krimkrieg. In ihm beliefen sich Rußlands Ausgaben auf 4 Milliarden Franken, wogegen die verbündeten Engländer, Franzosen und Oesterreicher, Türken und Sardinier eine Schuldenlast von 4½ Milliarden ihren Ländern aufbürdeten. Bedeutend weniger erforderte der Krieg von 1859, bei dem zwar größere Heeresmassen als im Krimkrieg miteinander stritten, jedoch die hohen Ausgaben für die Truppentransporte der westeuropäischen Mächte nach dem Schwarzen Meer fortfielen. Oesterreich verausgabte 635 Millionen, während die Franzosen und Sardinier der Sieg 620 Millionen kostete; beide Gegner haben also 1265 Millionen gebraucht.

Einer der teuersten Kriege des vergangenen Jahrhunderts war der amerikanische Sezessionskrieg, der die Nordstaaten 14 Milliarden, den Süden etwa ebensoviel, im ganzen 25 Milliarden kostete. Der dänische Krieg von 1864 war bei seiner kurzen Dauer weniger kostspielig. Dänemark hat 180 Millionen für die Befoldung und Verpflegung seiner Truppen ausgegeben, und die Unkosten der verbündeten Preußen und Oesterreicher dürften gleich hoch gewesen sein. Der preußisch-österreichische Krieg von 1866 hat beide Staaten 1650 Millionen Franken ge-

kostet. Nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870—71 hat Deutschland seine direkten Ausgaben durch die von den Franzosen zu zahlende Kriegsschädigung von 5 Milliarden gedeckt. Die junge französische Republik mußte außer dieser Summe aber noch 628 Millionen an Okkupationskosten und die größeren Städte des Landes, voran Paris, mußten 251 Millionen Franken Kontributionen an die deutschen Truppen entrichten. Deutschland und Frankreich hatten also zusammen 12,667 Millionen Franken. Unkosten des Krieges aufzubringen.

Zur Geschichte des Petroleums. Der gegenwärtige Mangel an Petroleum, den auch unser Land zu spüren bekommt, ruft die Erinnerung wach an die mannigfachen Behelfe, mit denen sich unsere Vorfahren noch bis in die siebziger und achziger Jahre hinein Licht zu beschaffen wußten, an den Kienspan, das Talglicht, die Tran-, Rüböl- und Ligorinlampe. Sie begannen von der Bildfläche zu verschwinden, als man das Petroleum in großen Mengen in Amerika entdeckte und zugleich ein Verfahren zur Reinigung des Petroleums fand. Beides geschah fast gleichzeitig im Jahre 1859. Am 12. August dieses Jahres wollte man bei Titusville in Pennsylvanien einen artesischen Brunnen schlagen; in einer Tiefe von 22 Metern schloß man eine Delquelle auf, die während vieler Wochen täglich 1000 Gallonen = 3780 Liter lieferte. Von allen Seiten strömten daraufhin unternehmungslustige Menschen herbei; ein Delfieber brach aus, das an Heftigkeit dem kalifornischen und australischen Goldfieber vergleichbar war. Bald erhob sich Bohrturm an Bohrturm, und in Europa folgte man schleunigst nach. Fast gleichzeitig brachte man in Amerika

wie in Galizien die Reinigung des Petroleums zur Anwendung. Dadurch erzielte man ein reinlicheres, besseres Licht, das alle frühern Lichtquellen aus dem Felde schlug; nur das Leuchtgas behauptete sich daneben, während in der Folge das elektrische Licht als starker Wettbewerber hinzutrat. Dieser rasche Siegeslauf des Petroleums könnte zu der Meinung verleiten, daß man es vor jenen sechziger Jahren überhaupt nicht kennen lernte; aber diese Ansicht wäre falsch. Vielmehr ist das Petroleum schon von alters her bekannt gewesen. Schon seit alter Zeit waren einige wohl durch Zufall in Brand geratene Petroleumquellen in der Gegend von Baku als „heilige Feuer“ ein Gegenstand gläubiger Verehrung, und noch jetzt herrscht bei vielen Einwohnern der dortigen Gegend ein absoluter Glaube an dieses Feuerwunder, wie Schreiber dieser Zeilen bei seiner Reise in den Kaukasus vor drei Jahren erfaß, die ihn auch auf die Halbinsel Apcheron zu den „heiligen Feuern“ brachte; heute verwendet man nüchternen praktischen Sinnes die ausströmenden Gase zur Heizung und Beleuchtung. Daß man das Petroleum auch für Beleuchtungszwecke schon seit langer Zeit nutzbar gemacht hat, beweist die Tatsache, daß man bereits im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Erdöl von Agrigent unter dem Namen „Sizilianisches Del“ in Lampen brannte. Allgemein gebräuchlich war Petroleum als Heilmittel sowohl im Mittelalter wie im Altertum; es war eine Art Universalmittel für die frühere Heilkunde, genau so, wie heute die aus Petroleum gewonnenen Kohlenwasserstoffe Benzin und Benzol Universalmittel der chemischen Industrie und des Haushalts geworden sind.



Heuernte auf der Schatzalp. Phot. E. Meerkämper, Davos.



Max Buri (1868—1915).

Politiker von 1847.
Phot. Ph. & E. Lind, Zürich.

